

Zu Platon und dem Nominalismus-Realismusstreit

Manfred Hörz

Was einen bei Platon etwas befremdet, ist dass seine Ideen über eine Selbstprädikation verfügen.

Das kennen wir ja auch schon bei Parmenides. Bei ihm gilt ja: das Ist ist, das Nicht-Ist ist nicht.

Heidegger spielt gerne mit dieser Selbstprädikation: etwa die Nähe näht, das Wesen west etc..

Dass das Schöne selbst auch schön ist, das mag man noch akzeptieren, auch wenn widerwillig, aber dass die Idee des Pferdes pferdig ist, hört sich merkwürdig an. Oder nimmt man gar die Idee des Vielen. Platon behauptet ja, dass die Ideen jeweils *eine* sind im Gegensatz zu den *vielen* Dingen, die an ihnen teilhaben. So gibt es nur eine Idee des Kreises (vielleicht stellt man sich da die mathematische Definition vor, dass es die gedachte Linie ist, deren Punkte alle den gleichen Abstand haben zu einem gemeinsamen (gedachten) Punkt, dem sogenannten Mittelpunkt), aber es gibt viele gezeichnete Kreise. Wie sieht es nun mit der Idee der Vielheit aus? Sie ist doch eine, wie alle Ideen. Demnach kann sie nicht selbst viele sein, sodass die Selbstprädikation hier nicht funktioniert¹. Oder die Idee des Vergehens. Auch sie kann nicht vergehen, da Ideen ja ewig sind. Das alles bezieht sich auf die mittlere Periode Platons.

Die Idee wird bei Platon nicht nur durch ἰδέα (von ἰδεῖν: sehen, *wissen*, lat. *videō*: sehen) wiedergegeben, sondern auch durch das verwandte εἶδος (Bild, Gestalt, Aussehen). Die Idee ist also mehr als bloße Definition oder was wir herkömmlich unter Begriff verstehen. Es ist die besonders klare Gestalt, die Form, das Aussehen einer Sache, die besonders prägnant ist und gleichzeitig das, was in den konkreten Bildern, den Gegenständen durchscheint, die an der entsprechenden Idee teilhaben. Vielleicht kann man das durch den Aufbau eines Bildes erklären, bei dem immer mehr Pixel hinzukommen, sodass das Ungefähre schließlich präzise wird. Oder eine Analogie: eine grobe Zeichnung, die das Gesicht eines Menschen skizziert, wird niemand mit dem Gesicht selbst verwechseln, auch wenn man die Person erkennen kann. Eine farbige präzise Zeichnung², wie wir sie aus der italienischen Renaissance - etwa eines Leonardo da Vinci - kennen oder ein modernes Photo, auch diese werden das Original nicht ersetzen können. Es sind ja bloße Zeichen, die das wahre Gesicht nur darstellen. Eine Büste, die dreidimensional ist, kommt dem Objekt schon näher. Nun stelle man sich eine perfekte Nachahmung vor, die bezüglich aller Sinne und Verhaltensweisen mit dem Original übereinstimmt, etwa das Traumbild, das wir von der Realität im ersten Moment nicht unterscheiden können, ist ein solches Bild nur Bild oder nicht das Original? Natürlich wissen wir schnell, dass das nur ein Bild war, weil es bspw. im entstehenden Wachbewusstsein nicht die Konstanz hat, die wir sonst erleben und das Bild sich gleich auflöst. Es ist durch diesen Wechsel, dass wir unterscheiden können. Im Traum selbst im Allgemeinen nicht. Das Zeichen unterscheidet sich also vom Original dadurch, dass ihm vielleicht viele aber nicht alle Eigenschaften und Verhältnisse zukommen, die wir von dem Gegenstand kennen. Das Bild im Sinne des εἶδος verhält sich nun zum Gegenstand wie der Gegenstand selbst zu seinem Zeichen. Es ist also in höherem Maße real als das Zeichen. Die Idee ist so realer als der Gegenstand, der an ihr teilhat, weil er selbst nur Teile der Idee enthält.

1 Man wird weiter unten sehen, dass da allerdings eine Möglichkeit existiert, dies so zu sehen. Gemeint ist, dass die Instanzen der Begriffe selbst schwächere Begriffe sind.

2 Dass das Fumato hinzukommt, macht es noch wirklicher.

Um das zu verdeutlichen, möchte ich analysieren, was wir unter einem Objekt verstehen. Für uns Erwachsene scheint das klar zu sein, da wir uns nicht mehr erinnern, wie wir diese Objekte konstruiert haben und immer weiter konstruieren, allerdings ist das keine solitäre Arbeit. Man betrachte ein Neugeborenes, das noch keine Gegenstände kennt. Man weiß von Erwachsenen, die von Geburt an blind waren und durch eine Operation sehend wurden. Sie hatten ihre Welt (ohne den Gesichtssinn) schon vollständig (oder doch beinahe) aufgebaut. Viele von ihnen verzweifelten nach der Operation, da sie die optischen Reize trotz intensiver Begleitung mit ihrem Weltbild nicht kohärent machen konnten. Ihre Dinge waren schon anders konstruiert. Sie konnten mit unseren Bildern, die wir ihnen zu vermitteln versuchten, nichts mehr anfangen. Einige waren derart verzweifelt, dass sie sogar Selbstmord begingen. Ihre Dinge waren bereits so fest konstituiert, wie unsere sichtbaren auch. Daher haben wir große Schwierigkeiten, diesen Aufbauprozess nachzuvollziehen³.

Ich möchte diesen Prozess nur skizzieren, um nicht zu ausführlich zu werden⁴. Die Grunddynamik des Neugeborenen besteht in der Dialektik von Abwesenheit (emotional: Unbehagen) und Anwesenheit (Behagen) der Bezugsperson, in der Regel und am besten der Mutter. Man sieht bei genauer Betrachtung die Zweiweltenlehre nicht nur Platons sondern bereits von Parmenides wirken. Denn diese Dialektik hat noch eine andere und wesentlichere Erklärung: die Geburt. Das Jenseits der Geburt, die uterale Welt wird näherungsweise durch das Lehrgedicht des Parmenides durch die Göttin beschrieben. Der Prototyp der Anwesenheit. Die andere Seite direkt nach der Geburt ist die Abwesenheit, Trennung, die mental durch eine gedachte Anwesenheit substituiert wird: die potenziell allumfassende *Situation*, das Sein Hegels und die Welt von Ist und Nicht-Ist, die Welt des Tages bei Parmenides. Die Gegensätze werden erlitten. Kinder üben das Weg-Da, um die Situation in den Griff zu bekommen durch das eigene spielerische Erzeugen dieser Dialektik. Die Anwesenheiten der diesseitigen Mutter, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem unbekanntem aber doch irgendwie gefühltem Original haben⁵ (ihre Modulation der Stimme, ihr Herzschlag, ihre Berührung etc.) sind aus diesem Grund des Andersseins defizient. Dadurch dass das Kind die Anwesenheitssituationen im Gedächtnis zusammenlegt (superponiert), erhöht es die jeweils erlebte Qualität, die gegenüber dem „Urbild“ des uteralen Einsseins defizitär ist und bildet so eine Folge von *Schemata* der Anwesenheitssituationen: die früheste Form des *Logos*.

Abwesenheit kann zudem so zur mental selbstproduzierten zeichenhaften Anwesenheit, Gegenwart werden. Die Anwesenheit wird so vergegenwärtigt, repräsentiert. Die „erste“ Negation der Negation - wenn man von der Situationsbildung, sozusagen der selbsterzeugten Umwelt des Kindes, (in der die Einheit (relativ) inhaltsleer rekonstruiert wird - absieht. Die erste Negation ist die erlittene Negation der uteralen Einheit, die Geburt. Die erste Negation der Negation ist eben die Ersatzbildung der imaginierten Einheit, die sich als Umwelt, als allumfassende Potenzialität späterer Bildungen, als „Situation“ ergibt. Die zweite Negation der Negation, die ich oben als „erste“ apostrophiert habe, ist aktive Produktion der *Schemata* der Anwesenheitssituationen, die so die Abwesenheiten erträglicher machen. Dieses Zusammenlegen der Anwesenheitssituationen zu *Schemata* ist die erste Form des *Logos*, was später als λέγειν in Erscheinung treten wird. Dieser *Logos* bildet in den jeweiligen Anwesenheitssituationen eine Folge von immer ähnlicher werdenden Bildern, bis ihre praktische Ununterscheidbarkeit zur Setzung des Grenzbildes führt, des präzisesten

3 Das erinnert vielleicht etwas an Platons Höhlengleichnis und der Schwierigkeit der Höhlenbewohner, die Urbilder (die Gegenstände außerhalb ihres Horizonts) für wahrer zu halten als ihre Schatten. Aber in Wirklichkeit ist es anders. Wir Erwachsenen erinnern uns in der Regel nicht mehr, wie wir mit unseren Eltern und vielleicht Geschwistern diese Dinge aufgebaut haben aus Schatten (die frühesten Anwesenheitssituationen) konstituiert hatten.

4 Man kann die Entwicklung genauer in meinen Artikeln zur Bedürfnistheorie nachlesen.

5 Wissen gibt es nur allmählich durch die Gegensätze, aber paradoxerweise von dem, was vergangen und unwiederbringlich ist und in anderer Gestalt.

Gedankens oder Bildes, das das Kind mit Hilfe der Mutter (die eben in ihrer bloßen liebevollen Anwesenheit besteht) erzeugt hat: etwa die Augen (der Mutter). Dieses Limesbild ist das erste Präobjekt⁶, das alle vorigen Schemata, Bilder als Teile enthält. Diese früheren Bilder sind die Zeichen des Limesbildes, des vorläufigen Gegenstandes, der für das Kind das allerrealste ist und nicht als Schema⁷ in unserem Sinne wahrgenommen wird. Es ergänzt die psychische Erwartung der gefühlten Anwesenheit nun durch eine logische. Diese logische Erwartung ist in den Abwesenheitssituationen das, was wir als Bedürfnis (hier nach den Augen) verstehen. Dieses Bedürfnis wird durch die konkreten Augen erfüllt, die diese konkreten eben nur deshalb sind, weil sie impliziter Teil des Limesbildes sind. Die Wahrnehmung ist durch den Begriff (Präobjekt, Limesbild) konkret geworden und relativ konstant. Und das Limesbild ist naturgemäß eins.

Mit dieser Rekonstruktion ist vielleicht auch der Mimesisgedanke Platons verstehbar und das Argument des „dritten Menschen“ hebt sich in Wohlgefallen auf. Vergleiche Platons Dialog „Parmenides“ am Anfang, wo der Gesprächspartner von Sokrates, Parmenides, die Ideenlehre untersucht. Dieses Argument wurde wahrscheinlich in der Akademie auch durch und mit Aristoteles⁸ diskutiert.

Wie müsste man es zumindest für die ersten Begriffe analysieren?

Die „Augen der Mutter“ als erster Begriff/Gegenstand/Bild und dadurch als Bedürfnis danach sind als Limesbild gesetzt. Die vorigen Erinnerungen, d.h. die Superpositionen der erlebten Anwesenheitssituationen ähneln dem Limesbild, d.h. dem jetzt als Gegenstand oder Begriff gesetzten natürlich.

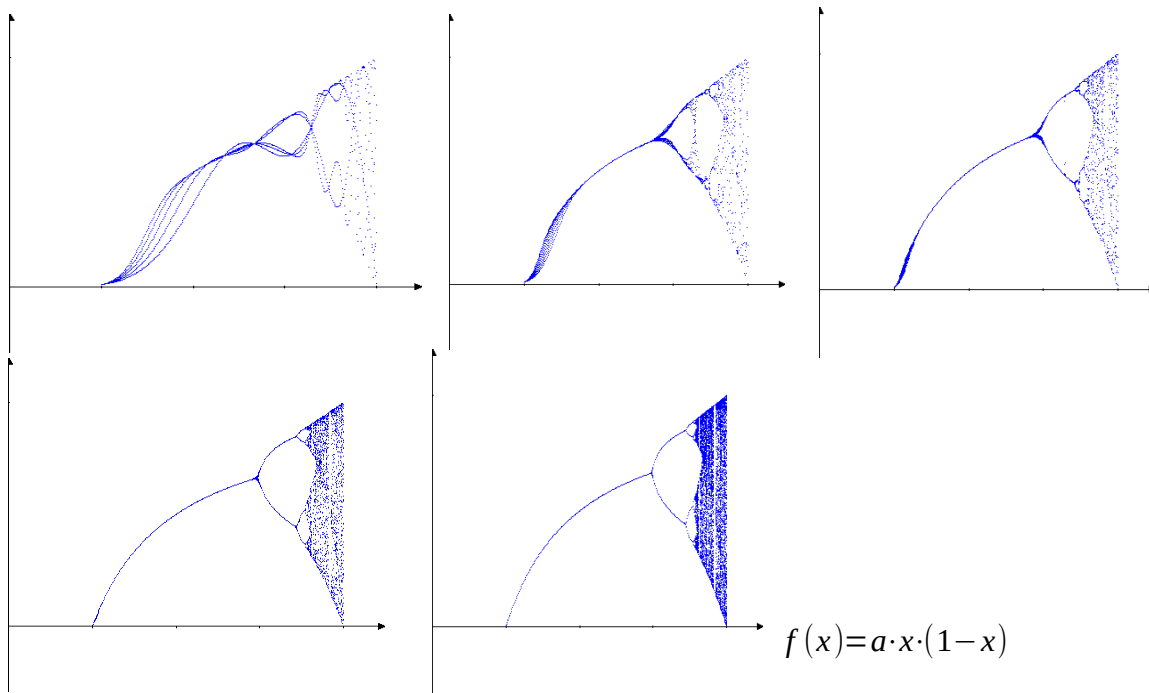
Ich möchte das durch ein Feigenbaumdiagramm⁹, das durch Iteration erzeugt wurde, veranschaulichen:

6 Präobjekt und nicht Objekt deshalb, weil es noch keine Eigenschaften hat, noch nicht in Relation zu anderen Präobjekten getreten ist.

7 Schema kommt aus dem griechischen σχήμα: ich halte, habe, besitze, halte zurück... In unserem Gebrauch hat es aber die Bedeutung von Muster, type, Form, graphische Darstellung, Skizze..., also eher etwas Sekundärem, Abstraktem, das von einem Gegenstand die wesentlichen Merkmale hervorhebt.

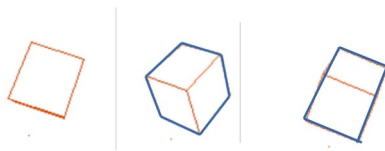
8 *Aristoteles, Metaphysik* 990b17, 1039a2–3.

9 Dieses Diagramm ergibt sich auf folgende Weise: Man wählt die sogenannte logistische Funktion $f(x) = a \cdot x \cdot (1-x)$ und für den Parameter a einen festen Wert, etwa 0.1, den man als Abszisse auf der x -Achse annimmt und berechnet dann für einen Anfangswert für x , etwa 0.8, den Funktionswert $f_{0.1}(0.8)$. Diesen Wert gibt man erneut in die Funktion $f_{0.1}$ ein und erhält den Wert $f_{0.1}(f_{0.1}(0.8)) =: f_{0.1}^{(2)}(0.8)$. Man iteriert dann diesen Prozess, bis man etwa $f_{0.1}^{(10)}(0.8)$ erhält. Liegt dieser Wert innerhalb eines gewissen Intervalls, etwa $[0,1]$, so trägt man ihn als Ordinate zur Abszisse 0.1 ab und erhält einen (blauen) Punkt in dem Koordinatensystem. Dann wählt man für den Parameter a einen neuen dicht gelegenen Wert, etwa 0.2 und wiederholt das Ganze.



Das erste Bild ist mit 10 Iterationen aufgebaut, das zweite mit 20, das dritte mit 40, das vierte mit 100 und das letzte („Limesbild“) mit 300. Man sieht, die Ähnlichkeit wird immer größer, bis man das „perfekte“ Bild hat, das sich auch bei weiteren Iterationen so gut wie nicht mehr ändert: das Objekt, der Begriff, die Idee. Alle Vorgänger (die „Schatten“¹⁰) haben sozusagen Teil an dem vollkommenen Endbild¹¹. Aber dazu bedarf es keines Vergleiches: keines tertium comparationis. Natürlich kann man das Limesbild hier nicht als Urbild sehen, nachdem diese anderen Bilder entstanden sind. Dieser Gedanke wäre eher mit einer Matrix, einer prägenden Form, zu vergleichen. So wäre der Holzschnitt das Urbild und die auf Papier gedruckten Bilder die Abbilder, die dem Urbild ähnlich sind, auch hier ohne tertium. Sind die Drucke schön, so muss es wohl auch der Holzschnitt gewesen sein.

Ein weiteres Modell stammt direkt aus dem Höhlengleichnis, nämlich die Projektion. Der Schatten ist dem Ding in gewissen Hinsichten ähnlich, eben als zweidimensionales Bild in einer gewissen Perspektive. In einer anderen könnte es durchaus anderes erzeugen. Nimmt man das Gittermodell eines Würfels, so kann seine Projektion ein Quadrat ergeben oder ein Sechseck oder ein Rechteck noch andere Figuren. Aber das Urbild ist immer der dreidimensionale Würfel:



10 Das Bild des Schattens ist hier aus dem Höhlengleichnis von Platon entnommen, das die Gefangenen für die Realität halten, anstatt es als Projektion der wirklichen Gegenstände, die für sie unsichtbar sind, zu erkennen.

11 Allerdings ist das Verhältnis zwischen Bild und Urbild, zwischen Schatten und realem Objekt umgekehrt wie im Höhlengleichnis. Das reale Objekt, hier noch das Präobjekt, ist *Resultat* der „Schatten“.

Aber das eigentliche Urbild, das die verschiedenen Dinge (bzw. Ideen), Limesbilder, erzeugt, ist der Drang nach Wiederherstellung der Einheit (mit der uralten Mutter), das Gute an sich. Diese Idee, die eigentlich erzeugende Idee ist eine andere und in der Tat jenseits aller anderen erzeugten Ideen.

Es ist vielleicht klar geworden, dass das, was wir als Gegenstand bezeichnen vom Begriff nicht zu unterscheiden ist, wenigstens hier noch nicht. Und der Begriff, die allerpräzisesten Augen, sind präziser als seine Instanzen. Jede Instanz wird nun durch den Begriff zu dem, was sie „ist“, nämlich ein Zeichen, das am Begriff, dem Gegenstand, teilhat¹². Ist das Kind nicht sicher, ob das, was es sieht die Augen sind, so schaut es auf seinen (mit Hilfe der Mutter) erzeugten Begriff, auf die eigentlichen Augen. Es ist so wie wenn wir ein unscharfes Bild mit dem entsprechenden scharfen vergleichen, um durch die Ähnlichkeiten zu sehen, ob es das tatsächlich abbildet, was wir meinen.

Passt die Instanz I zum Gegenstand G (I ist G)¹³, so ist ein Gutes, ein Ganzes vorhanden. Man erkennt hier unschwer den Reflex der uralten Einheitswelt, weshalb Platon nicht zu unrecht sagen kann, dass das Gute an sich (die uralte Einheit) noch jenseits des Seins der Ideen liegt. Die Augen als Limesbild ist eine solche Idee, die durch das Gute an sich in der diesseitigen Welt erzeugt wurde.

Was wir als real bezeichnen, die Gegenstände, sind in Wirklichkeit Ideen. Ideen der ersten Stufe. Das Bildhafte der Idee, der ersten Ideen, ist glaube ich nun klar.

Ich möchte an dieser Stelle den Begriff der Substanz (οὐσίᾳ) des Aristoteles, der sozusagen an die Stelle der platonischen Ideen tritt, genauer betrachten. Er sagt¹⁴ τὸ ὄν λέγεται πολλαχῶς .. σημαίνει γὰρ τὸ μὲν **τί ἐστι** καὶ **τόδε τι** .. *das Seiende wird auf mehrfache Art ausgesagt .. es bedeutet nämlich ein was (es ist) und ein diesda ..*

Die akzidentiellen Kategorien (Qualität, Quantität,...), d.h. die anderen Gebrauchsweisen des Seienden, lasse ich hier aus. Interessant ist hier die Verbindung von Einzelem, dem Diesda und Allgemeinem, dem Was. So wäre „dieser Mensch da“ ein Beispiel für die Substanz. Man sieht, dass Aristoteles nicht nur von der Sprache ausgeht, sondern auch vom Alltag. Denn „Mensch“ ist weder ein Begriff erster Stufe noch vorsprachlich erzeugbar. Aristoteles meint, man könne ein Einzelding nur als Kennzeichnung mithilfe eines Artbegriffs (Was) angeben. Wenn ich auf etwas zeige (dieser da), muss aus dem Meer (dem Apeiron) des Unbestimmten ein Begriff vorhanden sein, der die Zeigehandlung klar macht, bzw. aus der Ansammlung möglicher Objekte eines identifiziert als intendiertes (nicht dieser Baum, bei dem der Mensch steht, sondern dieser Mensch). Wie ich oben gezeigt habe, ist aber ein erster Begriff/Objekt/Bild einer, der kein Artbegriff ist, sondern ein Einzelding, über den man später, wenn man über mehrere Begriffe und zwar zweiter Stufe (Washeiten) verfügt, Aussagen, Prädikationen machen kann. Der Begriff erster Stufe ist aber ein Präobjekt und als solcher ein Einzelding, das zeitlich gebildet wurde als Limesbild. Hier gibt es noch kein Was, aber doch (zeitliche) Allgemeinheit. So werden Einzeldinge zunächst gebildet.

Sind diese aber Substanz? Und können sie die platonische Idee ersetzen?

Aristoteles hat Recht, wenn er den Einzeldingen Priorität gegenüber Begriffen zweiter Stufe (den Prädikaten) zuspricht, denn die letzteren entwickeln sich (vorsprachlich schon zum Teil) aus den

12 Man erkennt hier, dass wir das Verhältnis von Zeichen und Gegenstand (Begriff) verkehrt herum betrachten, weil es aus einer späteren Stufe stammt. Auf dieser frühen Ebene ist die erlebte Situation gerade Zeichen und der Begriff, das Präobjekt das Reale.

13 Hier liegt noch keine wirkliche Elementarprädikation zugrunde, da das, worauf ich mich später beziehe, G selbst ist. G hat noch keine Eigenschaften, ist Präobjekt. Dazu bedarf es einer erweiterten Bildung, denn die Prädikate beziehen sich auf andere Begriffe, die durch Differenzierung hervorgehen.

14 Aristoteles Met. Z. 1. 1028 a 10-12

Begriffen erster Stufe, den Präobjekten. Auch wird man Aussagen über etwas erst machen können, wenn diese Präobjekte zur Verfügung stehen und zwar mittels Begriffen zweiter Stufe. Aber Platon geht einerseits tiefer in die Entstehung, wenn er das Schöne oder das Gute (als Idee) als fundamentaler und jenseitig betrachtet, denn dies sind die Wirkursachen selbst der primären Begriffe.

Das erste Kriterium für Substanz war in der Kategorienschrift, dass die Substanz nicht von anderem ausgesagt werden kann, aber anderes von ihr. So wäre Sokrates Substanz, von der „weise“ ausgesagt werden kann, aber nicht „Sokrates“ von „weise“. Oder „dieses Pferd“ kann nicht von „weiß“ ausgesagt werden, wohl aber „weiß“ von diesem Pferd.

Das scheint mir aber ein Sprachdogmatismus zu sein. Denn warum sollte nicht „weiß“ ein primärer Begriff sein und Pferd im Sinne von „pferdig“ eine Qualität. Ein Baby, das in den Anwesenheitssituationen immer weißes Licht nur sieht, in den Abwesenheitssituationen farbiges Licht und sonst nichts, wird als ersten Begriff/Präobjekt „weiß“ entwickeln. Hat es in anderen „pferdig“ analog entwickelt, so kann es die beiden Primärbegriffe auch kombinieren, wenn die Anwesenheitssituationen entsprechend geartet sind.

Welcher Unterschied existiert hier zwischen „weißem Pferd“ und „pferdigem Weiß“? Zunächst gar keiner, es gibt keine Über- und Unterordnung. Als Bestandteil könnte „pferdig“ von „weiß“ erscheinen, wenn die „pferdig“-Situationen später immer auftauchen, wenn die „weiß“-Situationen da sind, aber nicht umgekehrt: das pferdige Weiß. Im umgekehrten Fall ergäbe das „das weiße Pferd“. Die bei Aristoteles als wesentliche Unterscheidung von Substanz und Akzidenz ist offensichtlich falsch oder im besten Fall sprach- bzw. kulturspezifisch.

Wenn er die Erkennbarkeit ins Zentrum rückt, was sicherlich richtig ist, so spricht er auch vom Eidos (εἶδος) als erster Substanz bzw. vom So-sein, Wesen „was es war, dies zu sein“ (τὸ τί ἦν εἶναι)¹⁵. Doch zur Erkennbarkeit bedarf es nicht der Washeit im Sinne des Eidos, des Allgemeinbegriffs.

Das „was es war, dies zu sein“ sind die jeweils genetisch erzeugten Schemata, daher nennt er sie das „was es war, dies zu sein“, die immer präziser werdenden Bilder, die die Ousiai bilden und als Limesbild besonders deutlich sind und immer bessere Erkennbarkeit erzeugen. Diese Erkenntnis gibt es, wie ich sehe, nicht bei Platon. Eine Intuition, die Aristoteles seiner biologischen Sichtweise verdankt, diese Intuition ist jedoch nicht klar und eindeutig. Denn auf der anderen Seite scheint er gemäß seiner Beispiele nicht diese Schemata im Auge zu haben, sondern die Allgemeinbegriffe, also Begriffe, Objekte, höherer Ordnung. Die Zeichen werden zur Kennzeichnung, wie etwa bei „dieser Mensch da“.

Aber das ist ein allgemeines Problem vieler Philosophen und Wissenschaftler.

Sie gehen von zu hohen Stufen („Fakten“, „Lebenswelt“,...) aus und vergessen, dass dies bereits Konstruktionen sind und versäumen dadurch die Genese aufzuzeigen, ohne die man in Konfusionen gerät.¹⁶

15 Aristoteles Met. Z. 4. 1030 a 3

16 Ich habe das bereits an mehreren Stellen bemerkt. So die Nivellierung in der Junktorenlogik, bei der die Oder-Verknüpfung mit der Und-Verknüpfung auf einem Niveau behandelt werden, eben als Wahrheitsfunktionen, was eine schwerwiegende Konfusion des Freiheitsbegriffs erzeugt, oder beim Gesetz bzw. den Postulaten als Fundament der Naturwissenschaften (vgl. das Trägheitsgesetz von Galilei und Newton im Lichte der Relativitätstheorie) oder beim Hebelgesetz, dessen Formulierung die Genese, d.h. den Schwingungsprozess außer Acht lässt, der allererst als verschachtelter Grenzwert die Stabilität erzeugt. In der Bedürfnistheorie Platons oder der Reformulierung durch Maslow, die eine grobe Aufteilung in körperliche, psychische und geistige Bedürfnisse als Ausgangsbasis annehmen, was allerdings falsch ist, wie genauere Analysen ergeben. Oder bei der Verschränkung, deren Unfassbarkeit mit einem zu einfachen Raumbegriff zusammenhängt, der ähnlich wie bei der Objektbildung, verschiedenen Instanzen gleichzeitig aufweist.

Die Entwicklung der Begriffe geht jedoch noch weiter. Haben wir viele verschiedene Gegenstände¹⁷ (Begriffe erster Stufe) durch Differenzierung entwickelt, so ist unsere Welt (die ursprüngliche Situation) granuliert. Wir können diese Objekte, Kerne im Nachhinein wieder miteinander vergleichen und so Begriffe höherer Stufe bilden, die an Anschaulichkeit verlieren.

Um das zu erläutern möchte ich ein Beispiel aus der Mathematik wählen, weil es oft viel Verwirrung stiftet und doch sehr klar ist. Es ist problemlos anschaulich zu verstehen, was eine normale Potenz von Zahlen bedeuten soll. So ist etwa $2 \cdot 2 \cdot 2 = 2^3$ eine wiederholte Multiplikation einer Zahl mit sich selbst. Die Zahl 2 kommt dabei dreimal vor: 2 hoch 3. Führt man aber als Definition das ähnliche Bild 2^1 ein und sagt, das sei auch eine Potenz und zwar 2, so wundert man sich zu Recht. Denn wo wird die Zahl 2 hier mit sich selbst multipliziert? Oder gar $2^0 = 1$ oder sogar $2^{-1} = \frac{1}{2}$. Wo ist da die Selbstmultiplikation bzw. gar die bloße Multiplikation?

Nirgends. Leitend ist der bloße Wille, Regeln, die für die normalen Potenzen gelten, bspw. das Gesetz $\frac{2^m}{2^n} = 2^{m-n}$ für $m-n \geq 2$, $n \geq 2$ zunächst auf alle natürlichen Zahlen zu

verallgemeinern. Damit dem Gesetz genüge getan wird, muss man für $m=n=2$ etwa definieren, dass $2^0 = 1$ ist, denn $1 = \frac{2^2}{2^2} = 2^{2-2} = 2^0$. Die Anschaulichkeit der Potenz verliert durch das obige verallgemeinerte Gesetz in 2^0 ihre Bildhaftigkeit. Der Gegenstand 2^0 ist eben von anderer Art.

Der europäisch entwickelte Begriff der Menschenrechte ist so für einige Chinesen leider eine ähnliche Abstraktion, die sie nicht einsehen können oder wollen.

Die normale Weise der Zusammensetzung elementar gebildeter Begriffe/Objekte, die auf die oben angegebene Art durch Kleinkinder erzeugt werden, kann zu „Begriffen“ führen, denen keine Instanz entspricht. So ist ein Einhorn gegenstandslos und auch kein Begriff.

Der Begriff einer gerechten Gesellschaft ist ebenso streng genommen instanzlos¹⁸, aber deswegen nicht sinnlos. Er ist ein *normativer* Begriff¹⁹, der nicht durch erlebte Situationen zustande kam, obwohl Gerechtigkeit in kleinerem Rahmen (Familie) erlebt werden kann. Ebenso eine Übertragung auf etwas größere Kontexte, etwa auf Sekundärgruppen. Denn das strukturbildende Moment der Begriffe und Objekte ist das Verlangen nach Einheit, nach dem Guten, das es so nicht mehr gibt²⁰. Begriffe sind in letzter Instanz einheitsbildend. Das zweite Moment aber ist die Differenz, die sich immer wieder durchsetzt und dem Begriff gegenüber spröde ist und korrigierend wirkt²¹. Die Gegenstände²² haben eine eigene lebendige Dynamik und spalten sich auch ohne Begriffe auf bzw. gegen sie.

17 Hier sind bereits Objekte und nicht bloß Präobjekte gemeint, also Begriffe, die mit anderen Begriffen in ein Verhältnis treten und so Eigenschaften an den Objekten konstituieren.

18 Solch eine Instanz versuchte Platon erfolglos in Syrakus zu etablieren.

19 Wie letztlich alle primären Begriffe.

20 Daher steht es bei Platon auch jenseits allen Seins.

21 Wird diese Sprödigkeit nicht zur Kenntnis genommen, entwickelt man sich entweder zu einem Spießler oder zu einem großenwahnsinnigen Phantasten. Begriffe können das, was sie begreifen wollen, nie vollständig fassen. Der Spießler begnügt sich mit den elementarsten Begriffen, der Phantast verliert sich in seinen Konstruktionen und vergisst, dass das Ganze seiner Konstruktion immer dem Ganzen des zu Konstruierenden hinterdrein hinkt.

22 Um keinem Irrtum zu erliegen: Gegenstände sind keine puren Begriffe, sondern haben immer einen irreduziblen Anteil des Fremden in sich, der zwar von uns minimiert werden soll, aber das Fremde sträubt sich auch gegen diese Vereinnahmung. Das ist unsere Chance, um sich gegen Idiotie zu wappnen, was heute anscheinend immer schwerer fällt.

In seiner Spätphilosophie wird Platon zu den Ideen Metaideen entwickeln („Sophistes“²³) und die Dialektik auch in die Ideen einführen, speziell im „Parmenides“²⁴.

Nun zum Thema des Essays: Sind Begriffe bloße Namen von zusammengefassten Dingen oder sind sie real?

Davon abgesehen, dass Namen in der konstitutiven Entwicklung der Begriffe erst später auftauchen werden, denn es gibt Begriffe auch vor der Benennung, also vorsprachlich, so dürfte klar geworden sein, dass die ursprünglichen Begriffe keine Namen sind, sondern Dinge. Dinge, auf die man sich allererst beziehen kann. Erst, wenn man konstituierte Dinge auf der nächsten Ebene kombiniert, können Quasiobjekte entstehen, die bloße Namen sind, wie das Einhorn. Ob man das einen Begriff nennen sollte? Ich meine nein. Das wäre eine Überstrapazierung oder eine willkürliche Definition zwecks nivellierender Verallgemeinerung, wie etwa 2^0 .

Gemeint sind aber vor allem Begriffe wie etwa „Mensch“. Also Zusammenfassungen bzw. Definitionen, die nicht auf der primären Stufe zur Verfügung gestellt werden können. Ebenso „Lebewesen“ oder „vernünftig“. Was ein Lebewesen ist, „lernt“ oder besser entwickelt kein Kleinkind auf die genannte elementare Art. Dazu sind bereits mehrere Stufen zu erklimmen. Die ersten Begriffe, die ein Kind sich konstruiert, sind, wie wir sagen, Einzeldinge, Objekte. Sie sind allgemein, weil sie *zeitlich* mehrfach vorkommen in der Kette der Schemata.

Der nächste mildere Schock wird sein, wenn das Kind gleichzeitig (im Raum) zwei Dinge der gleichen Art sieht. Die mühsam aufgebaute Einheit wird wieder zerstört. Wenn etwa zwei Augen(paare) es ansehen, die der Mutter und die des Vaters oder gar mehrere. Hier entsteht das, was wir als eigentliche Begriffe bezeichnen oder als „Prädikate“ oder Allgemeinbegriffe. Der erste Begriff wird also erweitert im wörtlichen Sinn, so dass er die Gleichzeitigkeit mehrerer Instanzen aufnehmen kann. Die zeitliche Kette wird zur *räumlichen* „Menge“²⁵. Diese Begriffseinheit ist wesentlich lockerer und mit Differenzen durchsetzt²⁶. Sie ist aber auch beliebig erweiterbar, ob es nun drei oder vier Exemplare gibt, wird kein Kind mehr verunsichern. Es wird dem Kind sogar Spaß machen, wenn es zu zählen lernt. Eins, zwei, drei, viele, viele. Es hat seine Integrationsfähigkeiten unwahrscheinlich vergrößert. Seine Welt hat sich also vervielfältigt und ist reichhaltiger geworden, erstens durch seine primären Begriffe²⁷, d.h. seine Gegenstände, Objekte, Bilder, dann durch seine Objekte mit Eigenschaften und dann durch seine räumlichen bzw. Allgemeinbegriffe.

23 Dort wird der Satz des Parmenides, dass das Nicht-Ist nicht ist relativiert: auch Nichtseiendes ist. Die Metaideen sind die bessere Version der Kategorien.

24 Das „seiende Eins“, die gerichtete Verbindung der Idee der Einheit und des Seienden, die Platon in seiner „parmenideischen Dialektik“ als Hypothese aufstellt, ist weder A noch nicht-A, als auch A und nicht-A, was der klassischen Logik gemäß vernichtend wirkt.

25 Frege wird die (An)Zahl hierüber definieren als Begriffsumfang. „Die Bäume in meinem Garten“ als Begriff und fünf als ihren Begriffsumfang, falls da fünf Bäume standen.

Da ich die Absätze über Aristoteles etwas später hinzugefügt habe, kommt es hier leider zu Wiederholungen.

26 Wir kennen daher zwei Arten der Abstraktion. Die erste ist ein Zusammenwachsen, also eigentlich eine Konkretion, die zweite ein Absehen von gewissen Differenzen.

27 Ich bin auf ihre Entstehung hier nicht eingegangen, aber hier wirkt zunächst wieder die Trennung, dass eine erlebte Situation sich nicht in sein Schema fügt und so eine neue Kette entsteht. Etwa, dass es nicht mehr die Brust bekommt, sondern die Flasche, was aber dennoch auf seltsame Art befriedet. Die erste Trennung taucht hier in einer mentalen auf.

Begriffe sind aber nicht nur visueller Natur, sie kommen in allen Sinnesbereichen vor. Wörter sind akustische Gegenstände. Werden sie mit den visuellen Gegenständen kombiniert, so wirkt hier wieder das Integrationsbedürfnis Wunder und zwar in zwei Richtungen. Wörter können mit visuellen Gegenständen kombiniert auf diese „zeigen“. Das wird meistens durch Freudedemonstrationen etwa der Mutter begleitet, die das Kind lobt, wenn es die Richtung richtig (d.h. nach der Absicht der Mutter) zustande bringt. Die Richtung funktioniert auch umgekehrt. Ein Wort ruft etwas hervor. Es kann die mit ihr verbundene Sache mental repräsentieren, ja sogar real. Wenn dem Kind gelingt, das Wort „Schokolade“ richtig auszusprechen, wird es vielleicht mit einem Stückchen Schokolade belohnt. Es kann dann über Worte handeln²⁸.

Angenommen, das Kind verfügt über einige Namen: Hunde, Katzen, Vögel etc., dann kann eine weitere Stufe erklimmt werden: die Namen höherer Art. Diese gehen über die primären Begriffe und ihre assoziierten Namen hinaus. So ist „Lebewesen“ oder „Tier“ in der Regel so ein Name. Man zeigt auf die Hunde, Katzen, Vögel etc. und sagt: das (der Hund) ist ein Tier und dies (die Katze) ist ein Tier und jenes (der Vogel) ist ein Tier. Man fängt hier in der Tat selbst bald an zu fliegen und verlässt den Boden der erlebten Situationen. Man nennt das heute oft Prädikatorenregeln. Ist etwas ein Vogel, dann ist es auch ein Tier: $x \in \text{Vogel} \Rightarrow x \in \text{Tier}$ oder traditioneller: „Ein Vogel ist ein Tier“. Namen werden hier durch (kulturelle) Regeln erzeugt.

Kann man dann noch sagen, dass „Tier“ oder die Idee „Lebewesen“ ein εἶδος ist? Da gibt es doch keine einheitlich zu bildende Form, Gestalt²⁹. Auch hier sieht es so aus, als ob der Name ein Gegenstand erzeugen kann, wie das Wort Schokolade. Man sucht aufgrund des Wortes „Lebewesen“, das man den verschiedenen Dingen aufgrund einer Sprachregel zuordnet, nach etwas subtileren Gestalten, die man wieder in der Realität lokalisieren will. Was eint die Lebewesen? Man kann wieder eine zeitliche Kette aufbauen, die Evolutionstheorie oder das gemeinsame in Strukturen suchen, etwa den Grundbausteinen, der Zelle oder gar den Proteinen und der DNA. Solche alltäglichen Sprachregeln kombiniert mit der Ansicht, dass da eine gemeinsame Gestalt zugrunde liegen müsse, ist also nicht unfruchtbar. Das war der Ansatz von Aristoteles. Sokrates bzw. Platon versuchten auch da mental existierende Entitäten zu sehen, was auf dieser Ebene nicht unbedingt plausibel ist. Auch hier war der Integrations- und Verallgemeinerungswille ausschlaggebend. Die sokratischen und dann auch aristotelischen Definitionsversuche laufen auf solche impliziten Prädikatorenregeln hinaus.

„Ein Mensch ist ein Lebewesen, das vernünftig ist“ besteht aus zwei Regeln:

$$x \in \text{Mensch} \Rightarrow x \in \text{Lebewesen} \quad \text{und} \quad x \in \text{Mensch} \Rightarrow x \in \text{vernünftig} ,$$

wobei noch eine basalere Regel für Mensch besteht.

Die Selbstprädikation kann man sicher von den primären Begriffen, den Objekten behaupten. Das, was das Kind als Augen (als Limesbild) in einer bestimmten Situation identifiziert, sind doch wohl Augen.

Aber die Begriffe „Mensch“ oder „Tier“ sind keine Limesbilder, die demnach auch *nicht* Mensch oder Tier *sind*, sie existieren wohl kaum als Objekte. Dass es hier Selbstprädikation gibt, kann man nicht sagen. Der Begriff oder die Idee „Mensch“ ist kein Mensch.

Noch komplizierter sind aber meistens edlere Begriffe/Ideen wie das Schöne oder das Gute.

28 Vgl. die von Austin und später Searle sogenannten speech acts, die auf Wittgensteins Sprachspiele zurückgehen.

29 Die Literatur und Dichtung lebt davon, abstraktere Wörter durch Eigenschaftswörter, die auf primärer Objektebene erlebbar sind, zu bereichern und so diese abstrakten Wörter auf eine tiefere Ebene herunter zu holen.

Im Dialog „Symposion“ trägt Sokrates eine Rede der Priesterin Diotima vor (vgl. das Lehrgedicht des Parmenides), die ihm verschiedene Stufen der Schönheit darstellt.

Zunächst zeigt Diotima, was Eros ist, nämlich nicht schön und gut, weil er eben das begehrt:

Ἄλλὰ μὴν Ἔρωτά γε ὠμολόγηκας δι' ἔνδειαν τῶν ἀγαθῶν καὶ καλῶν ἐπιθυμεῖν αὐτῶν τούτων ὧν ἐνδεής ἐστίν.

Vom Eros aber hast du doch eingestanden, dass er aus Bedürfnis des Schönen und Guten eben das begehre, dessen er bedürftig ist?

Eros ist kein Gott - Götter sind ja immer schön und gut – sondern erstrebt das Göttliche. Eros ist ein Daimonion, der zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen vermittelt. Vermitteln kann er nur, wenn er an beidem teilhat:

ἐν μέσῳ δὲ ὃν ἀμφοτέρων συμπληροῖ, ὥστε τὸ πᾶν αὐτὸ αὐτῷ συνδεδέσθαι

In der Mitte zwischen beiden ist es also die Ergänzung, dass nun das Ganze in sich selbst verbunden ist.

Man erkennt hier schon, dass man das Schöne und Gute, das man begehrt, nicht besitzt, aber was man begehrt oder sucht, sagt Platon an anderer Stelle, man schon irgendwie kennen müsse. Woher? Platon bestimmt das Erkennen oder Lernen einer Entität als Wiedererinnerung dieser Entität (etwa im Dialog „Menon“), die man schon einmal geschaut hat. Wir kennen also beides, die Entität selbst und das allmähliche Wiedererkennen dieser Entität, aber auf eine noch unbestimmte Art.

Das Schöne, das Gute, das Eine und das Sein sind ganz besondere Begriffe. Diotima geht die Stufenleiter von den schönen Körpern (τὰ καλὰ σώματα) zur Schönheit in den Seelen (τὸ ἐν ταῖς ψυχῆς κάλλος), damit der Philosoph die Schönheit dort anschauen könne, die er da erzeugt, weiter zu den schönen Gedanken³⁰ (καλοὺς λόγους), bis er schließlich und plötzlich ein von Natur aus wunderbares Schönes erblickt (τι θαυμαστὸν τὴν φύσιν καλόν), welches zuerst immer ist und weder entsteht noch vergeht (πρῶτον μὲν αἰεὶ ὄν καὶ οὔτε γιγνόμενον οὔτε ἀπολλύμενον): das Schöne selbst an und für sich, immer eingestaltig seiend (αὐτὸ καθ' αὐτὸ μεθ' αὐτοῦ μονοειδὲς αἰεὶ ὄν), das die anderen schönen Dinge schön macht.

Man sieht, Diotima geht eigentlich nicht aufwärts, sondern rückwärts. Sie bestimmt (und um das zu erkennen, muss man allerdings den aufsteigenden Weg gehen) die Grundlagen im Schönen und Guten. Denn durch den Besitz des Guten hat man die Glückseligkeit, das wovon man letztlich ausgegangen ist. Diese Begriffe sind zunächst gar keine Begriffe, sondern das, was alles erzeugt, was jenseits der Situation, dem Sein ist: die Idee des Guten, die allen Bildern das Urbild, das Einssein im Uterus ist. Daher fängt die Liebe auch mit der Liebe zu den schönen Körpern an, die

30 Ich würde das als Stufenleiter nicht nach oben, sondern adäquater als Leiter nach unten analysieren und das plötzliche intuitive Erschauen des Schönen selbst - die uterale Einheit - die alles Schöne und Gute in der Tat erzeugt als höchstes Einsicht in das Erste, die Arche.

Das ist aber sehr schwierig und das Schauen des Schönen ist nur mit Mühe zu erreichen, wie Platon weiß. Es ist kein direkter Erkenntnisakt, da Erkenntnis ohne Begriffe nicht funktioniert und Begriffe dort noch gar nicht zur Verfügung stehen.

Es gibt hier aber eine Merkwürdigkeit. Je feiner die Begriffe in der Entwicklung nach oben werden, also in der Konstruktion und nicht in der zurückwendenden Rekonstruktion, desto näher kommt man dem Ursprung, also je weiter man sich von ihm entfernt, desto mehr nähert man sich ihm. Man sieht das zum Beispiel in der Quantentheorie (um nur einen Punkt zu erwähnen: sie rekonstruiert den frühen Raum mit hochentwickelten Begriffen), aber auch in der Geometrie bei dem seltsamen Bemühen, eine Strecke als Menge aller Punkte, die auf ihr liegen zu bestimmen. Eine innere „Unendlichkeit“, Grenzenlosigkeit, das heißt Unbestimmtheit (die eigentliche Strecke als selbständiges Objekt) wird durch ihre feinsten Untergliederungen (die Punkte) konstruiert und das Resultat ist gar nicht schlecht, aber eben nicht dasselbe wie die Strecke.

zur Befruchtung anregen, wie Diotima sagt. Aber für das Kleinkind sind sie es noch nicht, da sind es die Schemata, die Erzeugungen von mentalen Ganzheiten. Das, was alles lenkt, ist nicht der Logos, sondern die Liebe, der Logos ist sozusagen das erste Kind der Liebe. Diese „Begriffe“ gehen in die Richtung dessen, was Kant dann die regulativen Ideen nannte. Sie sind die unbewussten Wirkkräfte.

Wenn man versteht, was eine schöne und gute Erkenntnis ist, kommt man in die Gegend des Anfangs, der Arche. Es handelt sich dabei nicht um eine diskursive Erkenntnis, sondern um das Wissen (ἰδέειν), weshalb wir erkennen wollen, warum wir Schemata bilden. Nicht ohne Grund wählt sowohl Parmenides eine Göttin, um dieses zu enthüllen, als auch Platon eine Priesterin (die eben Menschen zugänglicher ist als eine Göttin), da es das Mütterliche ist, das dem Göttlichen am nächsten kommt.

Sind nun das wahre Gute und Schöne, also ihre „Ideen“, nur Namen oder sind sie real? Weder das Eine noch das Andere. Namen sind es natürlich auch von unserer Alltagsperspektive her gesehen, aber nicht im eben erläuterten Sinn, da dort weder Begriffe noch Namen existieren, die sie benennen könnten. Real sind sie auch nicht, da sie Realität erst erzeugen. Sie sind jenseitig aus der Erlebnisperspektive des Kindes, aber diesseitig für die philosophisch rekonstruierenden Betrachter. Sie sind die ursprünglichsten Wirkkräfte, nicht nur für den Menschen, sondern einfach für alles. Doch hier ist nicht der Ort, um das zu erläutern, der Ort ist in der philosophischen Physik.

Fazit: Die Frage, ob Begriffe/Ideen real oder nur Namen seien, ist falsch gestellt. Denn alle drei Möglichkeiten – „reale Existenz“, „nur Namen“ oder „weder noch“, die vierte Option: „reale Existenz und nur Namen“ ist logisch nicht möglich – sind alle auf verschiedenen Stufen gültig. Die reale Existenz von Begriffen ist auf der primären Objektebene gegeben, die „nur Namen“-Option ist bei Begriffen höherer Ordnung angemessen und die Option „weder real noch nur nominell“ ist für die Ideen des Guten, Schönen und Einen korrekt.